

Realismus ohne Außen

Epistemische Realität, notwendige Außenform und die Grenze positiver Bestimmbarkeit



Das Problem beginnt nicht dort, wo Realität zweifelhaft wird. Es beginnt dort, wo sie uns zu selbstverständlich erscheint.

Wir sitzen an einem Tisch. Vor uns steht eine Tasse. Wir sehen sie, greifen nach ihr, heben sie an, trinken daraus. Nichts daran wirkt rätselhaft. Die Tasse steht da. Der Tisch trägt sie. Unsere Hand stößt auf Widerstand. Wenn wir die Tasse loslassen, fällt sie. Wenn jemand anderes den Raum betritt, kann auch er sie sehen, greifen, benutzen oder umstoßen. Genau so scheint Realität zu sein: etwas ist da, steht uns gegenüber, bleibt eine Weile bestehen, leistet Widerstand und ist nicht einfach von unserem Wunsch abhängig.

Dieses alltägliche Realitätsverständnis ist nicht falsch. Es ist sogar unverzichtbar. Ohne diese Selbstverständlichkeit könnten wir nicht handeln, nicht sprechen, nicht planen, nicht lernen. Der Alltag lebt davon, dass Dinge schon als Dinge erscheinen, Räume schon als Räume, andere Menschen schon als andere Menschen, Ursachen schon als Ursachen, Körper schon als Körper.

Aber sobald man genauer hinsieht, zeigt sich: Diese Selbstverständlichkeit ist nicht so einfach, wie sie wirkt. Die Tasse ist nicht bloß ein Farbfleck im Blickfeld. Sie erscheint als Gegenstand. Sie hat eine Form, eine Lage, eine Funktion, eine erwartbare Rückseite, ein Gewicht, eine mögliche Verwendung. Wir sehen nicht bloß etwas Beiges oder Weißes. Wir sehen eine Tasse auf einem Tisch. Wir wissen, dass man sie greifen kann. Wir erwarten, dass sie nicht plötzlich verschwindet. Wir rechnen damit, dass andere sie ebenfalls wahrnehmen können.

Schon das einfachste Alltagserleben ist also geordnet. Es enthält Wiedererkennung, Erwartung, Körperbezug, Raum, Stabilität, mögliche Handlung und möglichen Widerstand. Realität erscheint nicht als bloße Rohgegebenheit. Sie erscheint bereits als etwas Bestimmtes, Tragfähiges und Orientierendes.

Man kann das an einer Wand noch banaler zeigen. Solange ich nur auf sie blicke, erscheint sie als Teil eines Raumes. Aber ihre Realität wird besonders deutlich, wenn ich gegen sie laufe oder versuche, durch sie hindurchzugehen. Dann zeigt sich Widerstand. Doch auch dieser Widerstand ist nicht einfach „Realität an sich“. Er erscheint in einem Zusammenhang: Ich habe einen Körper, ich bewege mich, ich erwarte Fortsetzung, und diese Fortsetzung wird gestoppt. Die Wand wird real als Grenze einer möglichen Handlung.

Noch einfacher: Ein Schmerz. Er ist nicht bloß eine Meinung. Er drängt sich auf, verändert Aufmerksamkeit, Handlung und Selbstbezug. Aber auch er ist nicht einfach ein fertiges Ding draußen in der Welt. Er ist Realität im Modus des Erlebens. Er bindet, stört, orientiert und zwingt zur Reaktion.

Körperhaftigkeit als Übergangsstelle

Besonders deutlich wird diese Struktur an der Körperhaftigkeit. Der Körper scheint die Grenze zwischen Innen und Außen unmittelbar zu bestätigen. Innen spüren wir Schmerz, Anstrengung, Hunger, Gleichgewicht, Bewegung. Außen stoßen wir auf Tisch, Wand, Boden, Temperatur, andere Körper. Der Körper scheint genau dort zu liegen, wo inneres Erleben und äußere Welt aufeinandertreffen.

Gerade deshalb ist Körperhaftigkeit für das naive Realitätsverständnis so überzeugend. Durch den Körper wird Welt nicht nur gesehen, sondern berührt, erlitten, bewegt und begrenzt. Die Welt erscheint als das, woran Bewegung gelingt oder scheitert, was trägt, stoppt, verletzt, wärmt, kühlt oder Widerstand leistet. Der Körper macht die Außenform praktisch plausibel.

Aber auch diese Plausibilität ist noch kein Beweis eines absoluten Außen. Der Körper ist nicht der Ort, an dem wir aus den Bedingungen unseres Erkennens ausbrechen. Er ist selbst bereits eine stabilisierte Realitätsform. Er verbindet Erleben, Bewegung, Widerstand und Orientierung so eng, dass daraus das Verhältnis von Innen und Außen besonders selbstverständlich wirkt.

Körperhaftigkeit ist daher eine Übergangsstelle, aber keine metaphysische Brücke in eine Welt an sich. Sie erklärt, warum das Außen für uns so zwingend erscheint. Sie hebt jedoch nicht die Frage auf, ob dieses Außen selbst positiv bestimmbar ist.

Solche Beispiele zeigen: Unser naives Realitätsverständnis ist bereits vielschichtiger, als es scheint. Die tiefere Frage lautet daher nicht nur: Wie erscheinen uns Dinge, Körper, Schmerzen oder andere Menschen? Die tiefere Frage lautet: Was muss überhaupt geschehen, damit etwas als Realität bestimmbar wird?

An dieser Stelle wird Kant wichtig.

Kant hat diesen Gedanken in eine entscheidende Richtung verschoben. Wir erkennen die Welt nicht einfach so, wie sie unabhängig von uns wäre. Was uns als Welt erscheint, erscheint unter Bedingungen. Raum, Zeit, Kategorien und Erfahrungsformen sind bei Kant nicht bloß spätere Zusätze zu einer fertigen Wirklichkeit, sondern Bedingungen dafür, dass uns überhaupt etwas als Gegenstand, Ereignis, Zusammenhang oder Erfahrung erscheinen kann.

Kant zerstört damit nicht die Realität der Erfahrung. Er will sie gerade retten. Die äußere Welt ist bei Kant nicht bloß Illusion. Sie ist die Welt der Erscheinungen, und diese Erscheinungswelt besitzt für uns Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Verbindlichkeit. Aber Kant begrenzt den naiven Realismus. Er zeigt: Wir erkennen nicht die Dinge, wie sie an sich selbst sind, sondern die Dinge, wie sie unter Bedingungen möglicher Erfahrung erscheinen.

Das ist ein gewaltiger Schritt.

Kant nimmt dem naiven Realismus seine Selbstverständlichkeit, ohne die Realität der Erfahrung preiszugeben. Die Welt verschwindet nicht, aber sie ist nicht mehr als Welt an sich verfügbar.

Für die folgende Argumentation ist jedoch entscheidend, zwischen Außenform und Außen zu unterscheiden. Erkenntnis braucht eine Außenform, aber sie verfügt nicht über ein positiv bestimmbares Außen. Die Außenform macht Realität tragfähig, weil sie Welt als Gegenüber, Widerstand, Zusammenhang und gemeinsamen Bezugsraum stabilisiert. Sie wird jedoch problematisch, sobald diese notwendige Form mit einem erkannten Außen an sich verwechselt wird.

Von hier aus lässt sich die Frage in eine klassische nachkantische Problemspur hinein weiterführen.

Bei Kant erscheint die Lage so: Was uns gegeben ist, sind Erscheinungen, Gegenstände, wie sie unter Bedingungen möglicher Erfahrung auftreten. Das Ding an sich bleibt demgegenüber das, was nicht als Erscheinung gegeben ist und nicht positiv erkannt werden kann.

Doch gerade hier entsteht eine neue Frage. Das Ding an sich wird zwar nicht erkannt, aber es wird dennoch in einer bestimmten Richtung gedacht: als das, was jenseits der Erscheinung liegt, als das, was der Erscheinung zugrunde liegen könnte, als das, was nicht in unserer Erfahrung aufgeht. Damit ist es nicht einfach ein neutraler Grenzbegriff. Es erscheint bereits innerhalb einer Denkform, in der es eine Erscheinungsseite und ein Jenseits der Erscheinung gibt.

Dieses Jenseits ist aber nicht neutral. Es wird bereits in der Form einer Außenstruktur gedacht. Das Ding an sich bleibt nicht völlig inhaltslos, sondern erscheint als etwas, das jenseits der erkennbaren Erscheinung liegt. Es braucht also schon die Form eines Außen, um überhaupt als „Ding an sich“ verständlich zu werden. Genau deshalb genügt es nicht, nur die Unerkennbarkeit des Dinges an sich festzustellen. Man muss tiefer fragen, ob die Form, in der dieses Unerkennbare als Außen, Jenseits oder Gegenbereich erscheint, selbst legitim ist.

Die hier vorgeschlagene Verschiebung lautet daher:

Nicht nur das Ding an sich bleibt unerkennbar. Schon dort, wo das Nicht-Bestimmbare nicht nur als Grenze markiert, sondern als Jenseits, Gegenüber oder Außen der Erscheinung vorgestellt wird, entsteht eine zusätzliche Formgebung. Diese Formgebung ist nicht bloß ein Fehler. Sie macht Erfahrung anschlussfähig, weil aus bloßer Begrenzung eine Ordnung entsteht, in der Welt, Gegenstand, Erfahrung und Erkennen aufeinander bezogen werden können. Gerade deshalb muss sie doppelt verstanden werden: als notwendige Außenform endlicher Erkenntnis und zugleich als Grenze, die nicht in ein positiv bestimmbares Außen verwandelt werden darf.

Wer „Außen“ sagt, markiert daher nicht nur eine Grenze. Er setzt bereits eine Struktur: ein Innen, eine andere Seite, einen möglichen Gegenbereich. Damit wird aus dem, was nicht positiv bestimmbar ist, etwas, das in der Form eines Gegenübers erscheint. Die Grenze wird nicht nur markiert. Sie wird gedeutet.

Die Grenze positiver Bestimmbarkeit ist aber keine Wand zwischen Innen und Außen. Sie trennt nicht zwei Bereiche, als wüssten wir schon, dass es auf der anderen Seite etwas gibt. Sie bezeichnet nur das Ende einer Operation. Bis hierhin kann etwas unterschieden, bezeichnet, stabilisiert und als Realität verstanden werden. Was darüber hinausliegt, kann weder als existierend noch als nicht existierend bestimmt werden.

Deshalb lautet die vorsichtige Formulierung nicht: „Es gibt eine Außenwelt.“

Sie lautet aber auch nicht: „Es gibt keine Außenwelt.“

Sie lautet:

Es gibt eine Grenze positiver Bestimmbarkeit.

Diese Grenze darf nicht unbemerkt in ein Außen verwandelt werden.

Das ist kein Solipsismus. Der naive Realismus bestimmt das Unbestimmbare positiv als Außenwelt. Der dogmatische Solipsismus bestimmt es negativ als Nichtsein. Beide tun zu viel.

Eine Theorie dessen, was ich hier epistemische Realität nenne, geht einen anderen Weg. Sie verwirft Realität nicht. Sie fragt, wie Realität für ein Erkennen, das nur unter begrenzten Bedingungen unterscheiden, handeln und sich orientieren kann, überhaupt Bedeutung, Widerständigkeit und Orientierungskraft gewinnt.

Realität ist dann nicht zuerst das, was unabhängig von jedem Erkenntniszusammenhang an sich besteht. Realität ist das, was innerhalb eines Bestimmungszusammenhangs stabil genug wird, um zu tragen, zu widerstehen, Erwartungen zu bilden und Korrekturen zu erzwingen.

Die Tasse ist real, weil sie in einer stabilen Ordnung erscheint: sichtbar, greifbar, verwendbar, wiedererkennbar, für andere anschlussfähig. Die Wand ist real, weil sie mögliche Bewegung begrenzt. Der Schmerz ist real, weil er Aufmerksamkeit und Handlung zwingend verändert. Ein Messwert ist real, weil er innerhalb einer Messordnung vergleichbar, wiederholbar und korrigierbar wird.

Epistemische Realität bezeichnet also keine bloße Innenwelt und keine erfundene Welt. Sie bezeichnet Wirklichkeit, insofern sie unter endlichen Erkenntnisbedingungen stabil, widerständig, korrigierbar und orientierungswirksam wird.

Die Außenform als notwendige Ordnungsleistung

Der wichtigste Punkt ist: Epistemische Realität bestreitet die Außenform nicht einfach. Sie braucht sie.

Epistemische Realität stabilisiert Wirklichkeit in der Form eines Außen. Diese Form ist kein beliebiger Irrtum und keine bloße Setzung, sondern eine notwendige Ordnungsleistung. Dinge, Körper, andere Menschen, Natur, Ursachen, Widerstände oder Messwerte sind nicht einfach frei erfundene Zuschreibungen. Sie sind Formen, in denen Erfahrung so stabilisiert wird, dass sie wiedererkennbar, belastbar, teilbar, prüfbar und handlungsrelevant wird.

Ein Erkennen kann nicht ständig im offenen Bewusstsein seiner eigenen Bestimmungsgrenze verharren. Wenn es handeln, unterscheiden, erwarten, kommunizieren und sich orientieren will, braucht es eine Welt, die ihm gegenüberzustehen scheint: nicht als Beweis eines positiv bestimmbaren Außen an sich, sondern als stabile Form, in der Erfahrung Weltcharakter gewinnt.

Ohne diese Außenform gäbe es keine stabile Wirklichkeit, keine Wissenschaft, keine gemeinsame Welt und keine verlässliche Selbstbeschreibung.

Die Außenform ist notwendig.

Aber das Außen selbst ist nicht positiv bestimmbar.

Das ist die zentrale Unterscheidung. Der naive Realismus lebt von dieser Außenform, vergisst aber ihren Status. Er behandelt die notwendige Ordnungsstruktur so, als sei sie bereits der Zugriff auf eine Realität an sich.

Epistemische Realität vollzieht denselben funktionalen Schritt, aber ohne ihn zu verabsolutieren. Sie bildet eine Außenordnung, weil ohne sie Realität nicht tragfähig wäre. Aber sie hält fest: Diese Außenordnung ist eine notwendige Form der Wirklichkeitsstabilisierung, kein Beweis eines positiv bestimmbaren Außen.

Damit wird Welt nicht geschwächt. Sie wird genauer verstanden. Realität ist nicht weniger real, weil sie epistemisch stabilisiert wird. Sie ist real, weil sie als stabile, widerständige und korrigierende Ordnung funktioniert. Aber ihre Realität besteht nicht darin, dass sie das Unbestimmbare an sich erfasst.

Hier liegt die eigentliche Verschärfung gegenüber Kant. Kant begrenzt den Anspruch auf das Ding an sich. Epistemische Realität begrenzt zusätzlich die Form, in der dieses Nicht-Bestimmbare als Außen gedacht wird. Sie zeigt: Die Außenform ist nicht einfach der Hinweis auf ein unbekanntes Jenseits. Sie ist die Form, in der ein Erkennen seine Bestimmungsgrenze praktisch in Weltbezug übersetzt.

Rückrekonstruktion: Wenn das Erkennen aus seiner eigenen Weltordnung erklärt wird

Aus der notwendigen Außenform entsteht eine zweite Bewegung. Sobald Realität als Außenordnung stabilisiert ist, kann sich das Erkennen selbst aus dieser Ordnung heraus beschreiben. Es erscheint dann als Körper, Gehirn, Organismus, soziales Wesen oder physikalischer Prozess.

Diese Rekonstruktion ist nicht falsch. Sie gehört zu den stärksten Leistungen realistischer Weltbildung.

Aber sie ist nicht ursprünglich.

Sie erklärt das Erkennen aus einer Ordnung, die selbst bereits innerhalb des Erkennens als Realität stabilisiert wurde. Dadurch wird das Erkennen sichtbar, aber zugleich wird verdeckt, dass diese Sichtbarkeit aus einer nachträglichen Rekonstruktion stammt.

Das Gehirn kann das Erkennen erklären.

Aber das Gehirn ist selbst schon ein Gegenstand innerhalb epistemischer Realität.

Dieser Satz richtet sich nicht gegen Gehirnforschung, Biologie oder Physik. Er begrenzt nur ihren metaphysischen Überschuss. Wenn das Gehirn das Erkennen erklärt, dann geschieht diese Erklärung innerhalb einer Weltordnung, in der es Gehirne, Körper, Messverfahren, Kausalmodelle und wissenschaftliche Begriffe bereits gibt. Diese Ordnung ist hoch tragfähig. Aber sie ist nicht der voraussetzungslose Ursprung, von dem aus das Erkennen vollständig erklärt wäre.

Die moderne Blindstelle liegt in der Verwechslung von Rekonstruktion und Ursprung. Naturalistische und physikalistische Selbstbeschreibungen können enorm erfolgreich sein. Problematisch werden sie erst, wenn sie vergessen, dass sie das Erkennen aus einer bereits stabilisierten Realität heraus zurückbeschreiben.

Die Aussage „Denken ist Gehirnaktivität“ kann innerhalb der neurobiologischen Ordnung sinnvoll und stark sein. Sie wird erst dann überdehnt, wenn sie als letzte Erklärung des Erkennens auftritt. Dann erklärt ein Gegenstand innerhalb der Weltordnung die Bedingung, unter der Weltordnung überhaupt bestimmbar wird.

Die Aussage muss daher nicht verworfen, sondern begrenzt werden. Sie ist eine leistungsfähige Rückrekonstruktion. Sie ist keine Aufhebung der erkenntnistheoretischen Grenze.

Wissenschaft ohne Welt-an-sich-Anspruch

Wissenschaft wird dadurch nicht geschwächt. Sie muss nicht beweisen, dass sie die Welt an sich erfasst. Sie muss zeigen, dass ihre Modelle, Messungen und Verfahren innerhalb ihrer Domänen tragfähig, korrigierbar und wirksam sind.

Damit wird der realistische Sinn wissenschaftlicher Aussagen nicht aufgehoben. Wenn Wissenschaft sagt, dass ein Virus existiert, dass ein Planet eine bestimmte Bahn hat oder dass die Erde vor Milliarden Jahren entstanden ist, muss diese Aussage nicht in eine bloße Modellbehauptung übersetzt werden. Innerhalb der funktional-empirischen Domäne spricht Wissenschaft legitim realistisch. Die erkenntnisrelative Klärung betrifft nicht die Geltung solcher Aussagen innerhalb ihrer Domäne, sondern ihren metaphysischen Überschuss: Sie dürfen nicht so verstanden werden, als eröffneten sie einen Zugriff auf ein positiv bestimmbares Außen an sich.

Ein Virus, ein Elektron, ein Planet oder ein neuronaler Prozess ist nicht bedeutungslos, weil er nicht als Ding an sich bewiesen wird. Solche Gegenstände sind real, insofern sie innerhalb wissenschaftlicher Ordnungen messbar, erklärbar, vorhersagefähig und praktisch wirksam werden.

Wissenschaft erweitert die Formen positiver Bestimmbarkeit. Sie macht Unsichtbares sichtbar, Unklares berechenbar, Einzelnes vergleichbar und Vermutetes prüfbar. Aber sie verlässt nicht den Raum der Bestimmung. Sie verfeinert ihn.

Problematisch wird sie nur, wenn aus funktionaler Tragfähigkeit ein Anspruch auf Letztwirklichkeit wird. Dann wird aus empirischer Belastbarkeit Welt-an-sich-Rhetorik. Aus Rückrekonstruktion wird Ursprungserklärung. Genau diese Überdehnung muss begrenzt werden.

Was bleibt vom Realismus?

Kant hat die Grenze des naiven Realismus entscheidend sichtbar gemacht. Epistemische Realität verschärft diese Grenze: Nicht nur das Ding an sich bleibt unerkennbar. Schon dort, wo dieses Unerkennbare als Jenseits der Erscheinung gedacht wird, kommt eine Form hinzu, die die Erfahrung selbst nicht hergibt.

Der Realismus wird dadurch nicht aufgegeben. Er wird begrenzt. Epistemische Realität braucht die Außenform, weil ohne sie keine stabile Welt möglich wäre. Aber sie darf nicht vergessen, dass dieses Außen selbst nicht positiv bestimmbar ist.

Ebenso muss die moderne Rückrekonstruktion des Erkennens begrenzt werden. Wissenschaft kann das Erkennen als Gehirn-, Körper- oder Naturprozess beschreiben. Diese Beschreibungen sind stark, aber nicht ursprünglich. Sie erklären das Erkennen aus einer Ordnung, die selbst schon epistemisch stabilisiert ist.

Die Pointe lautet:

Realität verschwindet nicht.

Aber ihr Außenanspruch wird begrenzt.

Erkennen kann wissenschaftlich rekonstruiert werden.

Aber diese Rekonstruktion ist nicht identisch mit dem Ursprung des Erkennens.

Ein Realismus ohne Außen hält an Welt, Widerstand, Wissenschaft und Orientierung fest, ohne die Grenze positiver Bestimmbarkeit zu überschreiten. Er nimmt Kant ernst, geht aber an einer entscheidenden Stelle weiter: Die Welt wird nicht weniger wirklich. Sie wird nur nicht mehr mit dem verwechselt, was jenseits jeder Bestimmbarkeit liegen soll.

Realismus bleibt notwendig. Aber sein Fundament ist nicht das Außen selbst, sondern die Außenform: jene stabile Ordnungsleistung, in der Welt für endliche Erkenntnis tragfähig, widerständig, prüfbar und bewohnbar wird.

Der Essay versteht sich als Einstieg in diese Denkbewegung. Wer genauer verfolgen möchte, wie sich dieser Realismus ohne Außen begründen und von Kant, naivem Realismus, Solipsismus und naturalistischer Selbstbeschreibung abgrenzen lässt, findet die systematische Ausarbeitung im gleichnamigen Paper: [Realismus ohne Außen](#).